

**Zeitschrift:** Rote Revue : sozialistische Monatsschrift  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 11 (1931-1932)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Theater und Volksregierung  
**Autor:** Bühler, Jakob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-331071>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

geworden und muß verschwinden; schädliche Willkür und wilde Konkurrenz müssen planvoller Zusammenarbeit weichen.

Mit der Gründung der Allgemeinen Schweizerischen Uhrenindustrie AG. hebt eine neue Epoche der Wirtschaft an. Der Staat wird Mitbeteiligter. Es ist ein Versuch und ein Wagnis zugleich. Wir vertrauen auf die Logik der Entwicklung, die, unbekümmert um Meinungen und Absichten der Menschen, ihren Weg geht. *Das Mitspracherecht des Staates führt notwendig und unaufhaltsam zum Recht der Leitung und Verwaltung der Wirtschaft durch den Staat.*

---

## Theater und Volksregierung.

Von Jakob Bühler.

Zwei Aufführungen: Die erste spielt in einem einfachen Versammlungslokal. Die Bühne ist ein besseres Podium. Kulissen: immer dasselbe Zimmer, man hängt bei Szenenwechsel eine neue Inschrift aus; zum Beispiel Bahnhofplatz. Die Darsteller Dilettanten. Das Publikum: mehrheitlich junge Leute, die politisch interessiert und den Glauben an eine kommende vernünftige Weltordnung mitbringen. Das Stück: witzige Dialogszenen, mit den jüngsten Schlagern, denen aktuelle politische Texte unterlegt sind. Die einzelnen Bilder durch lustige Schnurren eines Conférenciers, der in den politischen Angelegenheiten der Heimat trefflich bewandert ist, verbunden. Die ganze Vorführung erhebt keinerlei Anspruch auf Kunst. Sie will einzig und allein und sehr bewußt politisch, tendenziös wirken. Und sie wirkt. Das Publikum ist dabei. Es lacht, freut sich, geht mit, versteht jede Anspielung und fühlt hinter dem Spott und Hohn die große Idee, der man zustrebt, für die man sich einzusetzen bereit ist, und deren Entfaltung all das entgegensteht, was jetzt auf der Bühne so keck und treffend dem Vernichtungstod durch die Lächerlichkeit ausgesetzt wird.

Die zweite Aufführung im Stadttheater Basel. Schweizerische Uraufführung. Ein volles Haus, anwesend die «literarische Intelligenz» des Landes. Ankündigung: der erste wahrhaft moderne Dramatiker hat in «Schach um Europa» ein Stück geschaffen, darin das große aktuelle Problem der Zeitwende formvollendet gestaltet ist. Darsteller: Berufsschauspieler, die zum Teil Hervorragendes leisten. Regie: der Direktor selber. Bühnenaufwand das Letzte: drei Bühnen. Gott selber muß in Aktion. Dann zwei Göttinnen, hoch oben. Dann das Mittelalter in der Mittelbühne. Dann die Gegenwart: in Rot- und Gelbhemden. Die Wirkung: Jeder denkfähige Kopf ist erledigt. Einfach totgeschwätzt. Dreieinhalb Stunden lang hörte man Worte: nur nie das Wort «Wirtschaft». Oder «Kapital». Oder «Arbeit». Nur nie

ein Wort von den Dingen, die einzig und allein unser Schicksal bestimmen.

Vergleicht man die beiden Aufführungen. Die erste, die keinerlei Ansprüche auf künstlerische Leistungen erhob, erreichte ihr Ziel: Sie packte ihr Publikum, regte an und steigerte seinen Willen, an der Zukunft mitzuarbeiten. Die zweite, die mit dem letzten Einsatz «künstlerischer» Mittel arbeitete, bot Steine, statt Brot, schlug tot, wo sie hätte erwecken sollen.

Daraus ist wohl der Schluß zu ziehen: die äußern Mittel tun's nicht. Im Theater am allerwenigsten. Wenn das Theater noch lebendig sein will, muß es ans Lebendige heran. Das ist das ganze Geheimnis, warum jene «parteilpolitische Revue» den geistigen Kontakt mit dem Publikum erreichte, während das «Große Drama» den Geist austrieb. Man sage nicht, das liege nur an der voreingenommenen Stimmung einer von einer Partei einberufenen Versammlung. Als in solchen Versammlungen ein Parteilfilm gezeigt wurde, war die Stimmung unter dem gleichen Publikum ungleich matter, nur weil der Film die Wirklichkeit nicht unmittelbar genug einzufangen vermochte, zu literarisch, zu papierig war. Dabei war der Film merkwürdigerweise gerade dort am lebendigsten, wo er nur Papier, nur Statistisches gab. Aber da war er eben echt, während er vorher, da er das Leben hatte zeigen wollen, am Wesentlichen vorbeigetastet hatte.

Der Wert dieser Feststellung liegt darin: Der heutige Theaterbetrieb, wie er in unsern Städten üblich ist, hat vom Standpunkt eines sozialverbundenen Volkes, das die Entwicklung der Gesellschaft als obersten Lebenszweck anerkennt, nur dann noch Existenzberechtigung, wenn das Theater lebendig ist. Je mehr Vertreter der Arbeiterschaft an der Verwaltung unserer Städte verantwortlich sind, um so dringender wird die Frage werden: *Lassen sich die heutigen Subventionen, die bei den fünf wichtigsten deutschschweizerischen Theaterstädten weit über eine Million betragen, bei den heutigen Leistungen noch rechtfertigen?* Dabei fällt weniger die Ueberlegung ins Gewicht, was diese Theater heute leisten, als vielmehr das, was sie nicht leisten.

Was die Theater heute sind, das wissen wir: in der Hauptsache Unterhaltungsstätten für das «bessere Publikum». Man kann es noch enger fassen, ohne der Sache Gewalt anzutun: Die heutigen schweizerischen Stadttheater dienen im wesentlichen dazu, den Hausfrauen des oberen Mittelstandes die Abende zu vertreiben, an denen die Herren Ehemänner beim Jaß sitzen. Der Beweis ist darin zu erblicken, daß drei Viertel des Publikums bürgerliche Hausfrauen sind, deren Vorsicht es ihnen verbietet, der brutalen Wirklichkeit zuviel Aufmerksamkeit zu schenken. Sie ziehen deshalb phantasievolle Opern vor, und wenn unbedingt Realitäten im Spiel sein müssen, dann darf es sich höchstens um erotische Angelegenheiten handeln. Unsern bürgerlichen Ehefrauen geht es so langweilig, daß ich ihnen das

Vergnügen durchaus gönnen mag. Die Frage ist nur, ob sich dieser kostspielige «Kommunalbetrieb» unserer heutigen Stadttheater auf die Dauer rechtfertigen läßt. Denn was man vom Theater erwartet, ist etwas ganz anderes, als es bietet. Man kann die Aufgabe des Theaters nicht besser umschreiben, als es längst geschehen ist: Es soll dem Volk den Spiegel vorhalten. Nicht irgendeinem Volk. Sondern *dem* Volk. Wenn ich immer und immer wieder für ein schweizerisches Theater in der Schweiz eingetreten bin, so hat das mit Nationalismus nichts zu tun. Deshalb habe ich mich auch immer gegen das Wort Nationaltheater gesträubt. Es riecht zu sehr nach Weihrauch und Lorbeer. Um ein Theater, das seine Aufgabe wirklich erfüllt, riecht es nicht gut. Seine Aufgabe ist, giftige Gasansammlungen aufzudecken, auf Wunden und Schwären zu weisen. — Nach der Aufführung von «Schach um Europa» sagte einer: «Es ist großartig, was Liebhurg der Schweiz für eine politische Rolle andichtete.» «Jä», bemerkte der andere im sarkastischen Baseldeutsch, «nur isch's nid wohr.» Gewiß wird das Theater auch die positiven Erscheinungen ins Licht setzen, aber nur die wirklichen, keine erlogenen. — Was uns aber heute fehlt, ist die Möglichkeit, überhaupt die Zustände *unseres Landes* auf die Bühne zu bringen. Wir können in der Schweiz dem Lande von der Bühne herab seinen Spiegel nicht vorhalten, weil wir das Mittel, das schweizerische Theater, nicht besitzen. Unsere Stadttheater sind ausschließlich *deutsches Provinztheater*. Das könnte uns durchaus gleichgültig sein, wenn es imstande wäre, die Aufgabe zu erfüllen, die ihm gestellt ist, nämlich schweizerische Verhältnisse den Schweizern zu zeigen. Das können sie aber nicht. Ein Beispiel: Ich habe meine Pressesatire «Didel oder Dudel?» in Mundart aufführen lassen. Jedermann war überzeugt, daß das Stück bei uns spielt, *unsere* Mißstände in Demokratie und Presse aufdeckt. Eines Tages führte ein Stadttheater das Stück auf, und siehe da, das Stück spielte nicht mehr in der Schweiz, spielte irgendwo in Deutsch-Krähwinkel und ging uns nichts an. Mein «Kaufmann von Zürich», die Komödie, die unsere Konzernfrage auf Grund des Zementkrieges behandelt, wurde in verschiedenen Städten aufgeführt und unendlich gemildert und unaktuell gemacht durch die Tatsache, daß die Darsteller mit dem deutschen Akzent und der deutschen Mentalität die unmittelbare Wahrheit verschoben.

Die Dinge liegen aber viel schlimmer, als es durch diese Beispiele scheinen mag. Der Umstand, daß unser Berufstheater vollständig deutsches Provinztheater ist, hat das fast unangreifbare Vorurteil geschaffen, daß *gutes* Theater unbedingt aus dem Ausland kommen müsse, an welchem Vorurteil die Dilettantereien an patriotischen Festspielen und Vereinsaufführungen ihr reichlich Teil beigetragen haben. Dieses Vorurteil geht so weit, daß auch der künstlerischen Offenbarungen unbedingt Erschlossene

ein gewisses Unbehagen überwinden muß, wenn es sich um schweizerische Aufführungen handelt. Und doch kann das Theater, wie wir gesehen haben, seine eigentlichste Aufgabe nur dann erfüllen, wenn es seinem eigenen Land und Volk den Spiegel vorhält. Darum war jene kleine politische Revue, von der wir eingangs sprachen, so ungleich wertvoller als das «Hohe Drama» von Liehburg, weil sie eine Realität im Hohlspiegel fröhlich verzerrte, während mit all dem großen theatralischen Aufwand keinen Augenblick Realität in einen Brennpunkt gefaßt wurde.

Die alte Klage: *die Schweiz hat keine Dramatiker*, ist ein blutiger Witz für den, der die Dinge durchschaut. Für wen sollen sie denn schreiben, die schweizerischen Dramatiker? Für die reichsdeutsche Provinzbühne? Dazu brauchen sie keine schweizerischen Dramatiker zu sein. Dazu müssen sie deutsche Dramatiker sein. Mein «Kaufmann von Zürich» wurde mir von Deutschland refüsiert mit der Begründung, es sei zu eng schweizerisch in der Behandlung des Problems (Konzern). Hätte ich die Konzernfrage unter dem Gesichtspunkt gesehen, unter dem sie ein deutscher aktiver Schriftsteller sehen muß, dann wäre uns das Stück wesentlich weniger angegangen, als es uns jetzt angeht. Der Einwand von Deutschland war also vielleicht berechtigt. Aber habe ich nun das Stück geschrieben, damit es in St. Gallen, Luzern, Solothurn und Biel ein paarmal aufgeführt und dann begraben wird? Das Stück ist eine Aufforderung: *Schweizervolk, befasse dich mit deinen Konzernen!* Hier liegt deine Entwicklung. Ich habe ein Unterhaltungsstück gemacht. Ihr könnt euch unterhalten und dabei, während lebendiges Leben an euch vorüberrollt, über das schwierigste Problem auch unterrichten. Ich werfe euch die Frage an den Kopf: Geht das, daß unsere Banken so die Produktion beherrschen, wie das der Fall ist? Ich rede von den brennendsten Gegenwartsproblemen mit euch. Rede nicht nur, sondern gestalte die Probleme. Da ist mir und euch nicht gedient, wenn die paar Städtchen eine Aufführung inszenieren. Sondern der Sache, für die ich die beste Arbeitskraft eines Jahres eingesetzt habe, ist nur gedient, wenn eine wirklich fähige Truppe aus unserer Art und Unart durch das Land zieht und in jedem Städtchen, in jeder größeren Ortschaft das Spiel von Stapel läßt. Wenn ihr mir das Einkommen eines recht bezahlten Arbeiters sichert, so verzichte ich auf die Tantieme. Darum geht es nicht. Es geht darum, daß wir als Volk einen geistigen Kontakt finden. Daß wir die Probleme, vor die uns die Zeit stellt, wirklich sehen und erkennen. Dazu sind wir Dichter da, und zu keinem andern Zweck. Aber der Dichter genügt nicht. Sein Wort muß lebendig werden. Das Buch, der Roman, die Erzählung ist ein Mittel. Aber es gibt heute lebendigere. *Stellt diese dem Dichter zur Verfügung, und er braucht nicht mehr so wie heute als Schulmeister, Erzieher, Journalist und Kurdirektor sein*

*Brot zu verdienen.* Ich bin einverstanden: Wir haben vielfach eine Schulmeisterliteratur. Aber auch hier gilt der schöne Spruch: «Zuerst kommt das Fressen», darum . . .

Die modernen Mittel Radio, Sprechfilm wären ganz vortrefflich geeignet, um die Aufgabe zu erfüllen, die dem schweizerischen Theater gestellt ist, dem Lande den Spiegel vorzuhalten. Man überlege einen Augenblick: Was könnte das schweizerische Hörspiel sein! Theoretisch besteht die Möglichkeit, die ganze Nation, soweit sie die eine Sprache versteht, durch eine einzige Aufführung zu erreichen. Ich habe jüngst an Hand eines Beispiels an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie man mit einer Folge von historischen Hörspielen die ganze Entwicklung unseres Landes dem Volke beibringen könnte. Wie wichtig wäre das: in einer dramatisch erregten Spielfolge aufzuzeigen, wie die wirtschaftliche Entwicklung vor sich ging, wie immer und überall die technischen Mittel und Einrichtungen über den Fortschritt entschieden! — Weiter: Wie ließe sich im Hörspiel aufzeigen, welche Kämpfe sich heute abspielen, welche Ideen miteinander im Kampf liegen. Statt alledem, was bietet heute der Landesender?! Aber — ist sofort beizufügen — jenes Hörspiel, das die wirklichen lebendigen Dinge künstlerisch gestaltet, erfordert einen *hochentwickelten Sprecher*. Mit dem Dilettantismus kommt man da nicht aus. Am allerwenigsten am Radio, das noch ganz anders auf das seelische Erlebnis des Darstellers abstellt als die Sprechbühne. Und was vom Radio zu sagen ist, müßte beim Sprechfilm wiederholt werden. Kein mehr in die Breite gehendes Mittel, dem Volk einen Spiegel vorzuhalten, als der Sprechfilm. Daß auch hier nur die vollendete künstlerische Leistung wirkt, liegt auf der Hand. All diese Aufgaben können gelöst werden durch *eine einzige künstlerisch wirklich fähige Schauspieltruppe*. Wir brauchen heute keine kostspieligen Stadttheater in der Schweiz. Oder aber das Bürgertum soll sich diesen Luxus aus dem Privatsäckel bezahlen. Was uns not tut, ist *eine Gesellschaft von fähigen einheimischen Künstlern*, die imstande sind, Hörspiele möglichst vollendet wiederzugeben, die bei Erstellung von schweizerischen Sprechfilmen mitwirken können und schließlich jenes schweizerische Wandertheater verwirklichen, das unsere aktiven Theaterstücke durch das ganze Land trägt. Zur Verwirklichung dieser Idee habe ich bei den zwanzig reichsten Eidgenossen angepocht. Ich habe ihnen in einem knappen Zirkular gesagt: die alten Griechen (man muß gewissen Leuten immer mit den Griechen kommen, wenn man ihnen Vorbild geben will) hätten von ihren reichsten Mitbürgern gefordert, daß sie jeweils eines der nationalen Spiele ausstatteten. Mehr als einmal hätte sich einer dieser Krösusse über einer solchen Spende ruiniert. Ich hätte nicht die Absicht, den Herrn zu ruinieren, er solle mir während drei Jahren eine Subvention von je 1000 Franken bewilligen, und ich würde versuchen, das schweizerische Wander-

theater auf die Beine zu stellen. Von den zwanzig Angefragten haben neun geantwortet. Alle mit Nein. Sie hätten kein Interesse an einem schweizerischen Theater. Die andern elf haben sich ausgeschwiegen. Darunter der Freund jenes großen Dichters, der die Gründung eines schweizerischen Theaters lebhaft befürwortete. Dafür hat man dem Dichter für 100,000 Franken ein steinernes Denkmal gesetzt, das dann einem Kritiker die Stelle kostete, weil er seiner ehrlichen Ueberzeugung in der «NZZ.» Ausdruck gab, daß das Denkmal bestenfalls eine Cheminée-Figur sei. — Item, der schweizerische Großbesitz ist nicht in der Lage, das schweizerische Theater zu subventionieren. *Er fühlt wohl instinktiv, daß es gegen seine eigensten Interessen ginge, wenn man in der Schweiz ein Theater hätte, das dem Volk den Spiegel vorhalten würde*, denn man kann selbstverständlich dieses Land nicht betrachten, ohne daß man seine Einrichtungen wirtschaftlicher, finanzpolitischer und sozialer Art entdeckt und durchschaut. Die Schweiz, in der die Banken nach Bundesrat Musy ein Hauptfaktor sind, sieht, im Spiegel der Kunst gesehen, sich etwas weniger herrlich an, als sie Herr Musy sieht. Darum war es vielleicht nicht so unverständlich, wenn die «zwanzig reichsten Eidgenossen» nicht Hand bieten wollten zu einem wirklichen schweizerischen Theater, denn sie sind ja Patrioten, während es jener Bühne einzig um die Entwicklung zu tun ist.

Der einzige Ausweg ist heute der: Uebernehmen die Bildungsausschüsse der Arbeiter unseres Landes die ihnen im Landestheater wartende Aufgabe? Das Problem ist weder finanziell noch künstlerisch so schwierig, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Dagegen ist dem arbeitenden Volk damit ein wunderbares Instrument gegeben.

---

## Schweizerische Konferenz für sozialistische Wohlfahrtspflege (KSW.)

### Richtlinien.

#### 1. Zweck.

Die KSW. stellt sich die Aufgabe, die sozialistische Lebensauffassung, Gesellschafts- und Wirtschaftslehre in der Wohlfahrtspflege zur Geltung zu bringen.

#### 2. Mittel.

Zur Erfüllung dieses Zweckes dienen hauptsächlich folgende Mittel:

- a) Klärung der Grundsätze, die sich aus sozialistischer Lebensauffassung, Gesellschafts- und Wirtschaftslehre für die Wohlfahrtspflege ergeben;
- b) Stellungnahme zu grundsätzlichen und praktischen Fragen der Wohlfahrtspflege; soweit eine solche Stellungnahme die Gesetzgebung oder die Verwaltung betrifft, erfolgt sie als Antrag an die zuständigen Parteieninstanzen;